

Solidarität



**Organ des Verbandes der graphischen Hilfs-
Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands**

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3 gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 33 • 36. Jahrgang

Berlin, den 16. August 1930

Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands!

Eine neue Reichstagswahl steht bevor. Der 14. September wird entscheidend sein für das Schicksal der deutschen Arbeiterklasse.

Die Notverordnungen, die von der Reichsregierung unter Mißbrauch des Artikels 48 der Reichsverfassung erlassen worden sind, reden eine deutliche Sprache. Schonung des Besitzes und schonungslose Belastung der geringen Einkommen, rücksichtslose Abwälzung aller Lasten auf die Schichten des Volkes, die ohnehin durch die fürchterliche Arbeitslosigkeit das schwerste Notopfer auf sich zu nehmen haben!

Löhne und Kaufkraft der breiten Massen werden gesenkt. Die soziale Versicherung wird verschlechtert, Arbeitslose und Kranke werden noch größerem Elend preisgegeben. Die sozialen Grundrechte des neuen Staates werden zerschlagen. Der Einfluß der Arbeiterchaft in der Führung des Staates wird planmäßig ausgeschaltet.

In dieser Situation, in der sich auf allen Gebieten der Sozial- und Wirtschaftspolitik der Einfluß des reaktionären Unternehmertums im Parlament immer stärker durchzusetzen droht, gibt es für die Gesamtheit der deutschen Arbeitnehmer nur eine Partei, die sie mit dem Einfluß ihrer ganzen Kraft zu unterstützen hat: die Sozialdemokratie.

Nur die Sozialdemokratie hat das im neuen Staat geschaffene soziale Recht im Bunde mit den Gewerkschaften verteidigt. Sie hat den Kampf führen müssen gegen die geschworenen Feinde des neuen Deutschlands auf der äußersten Rechten und Linken, aber auch gegen jene Parteien, die auf dem Boden der Weimarer Verfassung zu stehen vorgeben. Sie mußte ihn auch führen gegen manche Arbeitervertreter in den bürgerlichen Parteien, die die Lebensinteressen der Arbeiterchaft in den sozialpolitischen Kämpfen der letzten Vergangenheit widerstandslos preisgegeben haben. Sie steht im Kampf auch gegen alle die radikalen Parteien, die eine hemmungslose Agitation gegen die freien Gewerkschaften führen: und ebenso verantwortungslos wie verworren bald den bolschewistischen Sowjetstaat, bald das falschliche „Dritte Reich“ versprechen.

In dem großen Ringen um den demokratischen Ausbau der deutschen Republik, um das wirtschaftliche und politische Mitbestimmungsrecht der Arbeiterklasse, um die Ausgestaltung der Sozialversicherung und die Erweiterung des sozialen Schutzes stehen die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften allein.

Die Reformvorschlüsse der Sozialdemokratie zur Finanzreform und Wirtschaftsbelebung, deren Grundgedanken die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit und die unbedingte Aufrechterhaltung der sozialen Verpflichtungen des Reiches waren, sind von der Reichsregierung in den Wind geschlagen worden, weil die gegenwärtige Regierung und die hinter ihr stehenden Parteien kein anderes Ziel vor Augen sehen, als eine rein bürgerliche Mehrheit gegen die Sozialdemokratie, gegen die Gewerkschaften, gegen die Arbeiterchaft.

Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands! Die Entscheidung liegt in euren Händen! Der Kampf geht um eure Zukunft!

Eure Parole muß sein:

Gegen die liberal-konservative Einheitsfront der sozialen Reaktion!

Gegen die leeren Phrasen der Kommunisten- und Nationalsozialisten!

Alle Stimmen der deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands!

Berlin, den 16. August 1930.

Vorstand und Ausschuß des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Sinein in den Wahlkampf!

Am 14. September ist Reichstagswahl. Die wahlberechtigten Bevölkerung soll entscheiden, ob sie mit jenem Reichstag von 1928 einverstanden war oder nicht. Dieser Wahlkampf wird unter dem Zeichen des Klassenkampfes geführt werden. Noch niemals hat sich der Gegensatz zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden so drastisch gezeigt wie gegenwärtig. Es gilt daher von vornherein eine klare Linie in diesem Wirrwarr der politischen und wirtschaftlichen Fragen zu finden. Denn täuschen wir uns nicht: die Phrase und die strupellose Agitation wird in diesem Wahlkampf Triumphe feiern. Es gibt leider Millionen Arbeiter und Angestellte, die im gegnerischen Lager stehen und mit ihrer Stimme diese unseligen parlamentarischen Verhältnisse verewigen können. An die Unschlüssigen und falsch Orientierten muß sich in erster Linie unsere Aufklärungsarbeit wenden.

Womit wollte uns die Regierung Brüning „beglücken“?

Der Rechten zuliebe wurden Steuergesetze gemacht, die sich vor allem gegen das arbeitende Volk auswirkten. Starke indirekte Steuern, wie die Biersteuer,

Tabaksteuer, die Mineralwassersteuer, die Besteuerung der Konsumvereine und Warenhäuser, Erhöhung der Umsatzsteuer u. a., waren in erster Linie eingeführt worden, um eine stärkere direkte Besteuerung zu vermeiden. Hinzukam noch die Verschlechterung der Arbeitslosenversicherung. Man hatte sich schließlich auch zu einer Erhöhung der Einkommensteuer bei einem Einkommen von über 8000 M. bequemt, doch waren dies nur Besöhnigungsmittel, um den Blick von der großen Belastung der arbeitenden Klasse abwenden zu können. Es trat noch hinzu, daß mit der indirekten Besteuerung bestimmte Interessengruppen Sonder Vorteile erhielten. Dies alles geschah mit einer ausgesprochenen Front gegen die minderbemittelten Kreise. Trotzdem reichten diese außergewöhnlichen Zugeständnisse an die Reaktion nicht aus, um die Volkspartei und Teile der Deutschnationalen restlos für die Regierungspolitik zu gewinnen. Der Antrag der Sozialdemokratischen Partei, die Notverordnungen aufzuheben, wurde mit 236 gegen 221 Stimmen angenommen. Für diesen Antrag stimmten die Sozialdemokraten, die Kommunisten, die Nationalsozialisten und der Teil der Deutschnationalen, der sich um Hugenberg schart. 10 Stimmen mehr für die Regierung aus dem Hugenberglager hätten die Auflösung des Reichstages in diesem Augenblick verhindert können. Auf die Dauer jedoch wäre der Appell an das Volk nicht zu verhindern gewesen.

hindern können. Auf die Dauer jedoch wäre der Appell an das Volk nicht zu verhindern gewesen.

Staatsvolf oder Interessentenhausen?

Der Finanzminister der Brüning-Regierung hat am letzten Tage des Reichstags folgenden Satz gelassen ausgesprochen: „Der Reichstag muß heute zeigen, ob wir noch ein Staatsvolf sind oder ein Hausen von Interessenten!“ Dieser Satz sollte eine Warnung für die nicht zur Regierung gehörenden Parteien sein, keinen egoistischen Interessentendpunkt zu vertreten. Dabei ist die ganze Politik der Regierung Brüning von Anfang an nichts anderes gewesen als Interessentenpolitik. Bereits die oben aufgezählten Steuern deuten darauf hin, daß man ängstlich bemüht war, die Interessen der Besitzenden wahrzunehmen. Wie kann dies auch anders sein in einer Regierung, wo Parteien von der Art der Wirtschaftspartei und der Bayerischen Volkspartei das Jünglein an der Waage bilden? Um nur einiges herauszugreifen, so ist die Sonderbestimmung der Konsumvereine und der Warenhäuser, die Hilfe für die Großgratier und die Einengung der Sozialpolitik ein Schutz von Interessenten, wie er krasser noch niemals in Erscheinung getreten ist. Der Finanzminister hätte an die eigene Brust schlagen müssen, als er den oben zitierten Satz pathetisch in den Saal rief.

Es geht um den Schutz der Sozialpolitik!

Neben dem gekennzeichneten einseitigen Standpunkt der Regierung in der Steuerfrage war ihr Hauptmerkmal die Einstellung zu den Fragen der Sozialpolitik. Als die Regierung zustande kam, tobte gerade jener Denkschriftenkrieg, den der Reichsverband der Deutschen Industrie und die Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände entfesselt hatten. In diesen Denkschriften forderten die Unternehmer mit aller Heftigkeit die Einschränkung der sozialpolitischen Errungenschaften. Die Unternehmer sahen in der Regierung Brüning das Mittel, ihren Standpunkt in der Sozialpolitik zur Geltung bringen zu können. Sie hat sich dann auch eifrig bemüht, sich der Gunst der Unternehmer würdig zu erweisen. Angefangen von dem Schiedspruch von Deynhaußen begann jene große Offensive zu einer allgemeinen Kürzung der Löhne und Gehälter. Die Preislenkung, die damit einhergehen sollte und zur Anfurbelung der Wirtschaft gedacht war, läßt noch heute auf sich warten. Die Verschlechterung der Arbeitslosenversicherung, die sogenannte „Reform“ der Krankenversicherung, die Verkürzung der Zuschüsse für Invaliden und Wöchnerinnen und anderes mehr lassen den reaktionären Einschlag der Brüning-Regierung sehr deutlich hervortreten. Sie hatte ein offenes Ohr für die Wünsche der Unternehmer und stellte sich taub, wenn ihr von den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie begründete Einwendungen entgegengehalten wurden. Die Regierung Brüning ist von einem Zentrumsabgeordneten einmal als die reaktionärste Regierung der Republik bezeichnet worden.

Will die Arbeiterklasse ihre sozialpolitischen Interessen wahren und verteidigen, dann muß sie in dreier Front vor Sozialdemokratie stoßen und jene Pläne der Reaktionäre und ihrer Helfer zu verhindern suchen. Man täusche sich nicht: sie waren erst der Anfang zu der großen Offensive, die darin auslaufen sollte, die Errungenschaften nach dem Kriege vollständig zu beseitigen. Der Ausgang der kommenden Wahlen wird das Schicksal der arbeitenden Klasse in der Zukunft bestimmen. Niemals war die Gelegenheit günstiger, politisch Abrechnung mit dem reaktionären Künigler zu halten als am 14. September 1930. Deshalb gilt es einzutreten

für die Sozialdemokratie zum Schutze der Sozialpolitik.

Der Reichstaxi, auch eine Angelegenheit der Moral

Witzelzüge der Unternehmer

Wie im allgemeinen Staatsleben das Recht seine hohe Aufgabe nur erfüllen kann, wenn über den toten Buchstaben hinaus vor allem sein innerer Sinn, der ihm zugrunde liegende Geist allseitig respektiert wird, so bleibt auch unser Reichstaxi nur ein gewerbliches Sozialgesetz von höchst zweifelhaftem Werte, wenn zahlreiche Mitglieder der ihm unterworfenen Unternehmervereinigung seine Lücken und nicht völlig eindeutigen Bestimmungen benutzen, um den Reichstaxi hinsichtlich der Pflichten, die er ihnen auferlegt, in sein direktes Gegenteil zu verkehren. Angesichts der Häufigkeit einschlägiger Vorfälle gewinnt man fast die Überzeugung, daß sich im Unternehmerlager eine Gattung von Spezialisten in der Mißachtung sinngemäßen, reichstaxiförmigen Rechtes herausgebildet hat. Zu dieser Überzeugung muß man um so eher gelangen, als gerade diese Rechtsbrecher es ganz ausgezeichnet verstehen, den Schein der Taxitreue sorgsam zu wahren. Nur in den seltensten Fällen begehen sie die Unvorsichtigkeit, gegen den Buchstaben des Reichstaxis zu verstößen. Im so ausgiebiger benutzen sie ihre vorzügliche Kenntnis der reichstaxiförmigen Bestimmungen, um der Kollegenschaft schwere wirtschaftliche Nachteile zuzufügen, die mit den Mitteln des geltenden Rechts schwerlich oder gar überhaupt nicht zu verhindern sind.

Am deutlichsten treten diese Verstöße gegen reichstaxiförmiges Recht bei der Frage, wer Anspruch auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen des Reichstaxis hat, in Erscheinung. Angeregt durch die famose Propaganda des Generalsekretärs der Berliner Buchdruckereibesitzer geht hier das Bestreben der Unternehmer dahin, möglichst viele Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen zum Reichstaxi auszuschießen. Wo das nicht ohne Schwierigkeiten möglich ist, wendet man die mannigfaltigsten Kunstgriffe an, um das gesteckte Ziel trotzdem zu erreichen. So ist es zum Beispiel wiederholt vorgekommen, daß Hilfsarbeiter, deren Zugehörigkeit zum Reichstaxi völlig unbestritten war, ganz einfach mit allen möglichen anderen Arbeiten, wie Fahrstuhlbedienung, Kohleneinschaukeln, Botengängen usw., beschäftigt wurden, um ihnen den tariflichen Lohn entziehen zu können. Dafür steckte man die Kollegen, die bisher diese Arbeiten verrichtet hatten, in die Maschinenfäle und wenn diese Anspruch auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen des Reichstaxis erhoben, wurden sie wieder mit ihren Vorgängern ausgetauscht. Dieses Spiel wurde unzählige Male wiederholt. Das Ergebnis bestand dann auch darin, daß man den Widerstandswillen der betroffenen Kollegen gründlich zermürbt und ihre Berufszugehörigkeit in hohem Grade zweifelhaft gemacht hatte.

Ähnliche Vorfälle lassen sich täglich auf einem anderen Gebiete beobachten. Nicht wenige Unternehmer versuchen den Lohnunterschied zwischen Anlegerinnen und Hilfsarbeiterinnen auszunutzen, indem sie kurzerhand aus Anlegerinnen Hilfsarbeiterinnen machen. Man beschäftigt ein weibliches Personal, das durchweg perfekt anlegen kann. Da man aber jede einzelne Kollegin mit Anlegen beschäftigt, sind alle Kolleginnen nur zum geringeren Teile der täglichen Arbeitszeit als Anlegerinnen tätig. Dann behaupten solche Schlauberger, es handele sich um Hilfsarbeiterinnen, demzufolge brauche auch nur der niedrigere Lohn gezahlt werden. Im Streitfalle sucht man die Sache dann zu komplizieren, indem man behauptet, daß gerade die Anlegerin, die ihr Recht sucht, überhaupt nicht anlegen könne und so gut wie gar nicht angelegt habe. Vorher hat man sie vorsorglich einige Wochen lang vom Anlegen ferngehalten, um die Beweisaufnahme zu erschweren.

Ein außerordentlich beliebtes Ausbeutungsobjekt bilden auch die Lohnunterschiede zwischen Lernenden und ausgebildeten Anlegerinnen. Obwohl der Tarifvertrag den schriftlichen Lehrvertrag vorsieht, werden in der Praxis nur in seltenen Fällen solche Lehrverträge schriftlich abgeschlossen. Oftmals selbst die mündliche Vereinbarung. Ohne vorherige Abrede wird die Kollegin eines Tages an die Maschine gestellt, man erklärt ihr das Erforderliche, und nun kann sie zwischen durch zur Aushilfe anlegen. Aus der aushilfsweisen Tätigkeit wird eine regelmäßige, die Kollegin hat schon allerlei gelernt und lange, lange Zeit, nachdem sie zum ersten Male angelegt hat, wird sie erstmalig in die Lohngruppe für lernende Anlegerinnen eingegliedert. Vielleicht ist inzwischen ihre Ausbildungszeit schon längst beendet. Für den Unternehmer beginnt sie jedoch erst mit dem Tage, an dem er erstmalig den Lohn für lernende Anlegerinnen zahlt. Ist dann endlich das tariflich vorgeschriebene Lehrjahr beendet, entstehen neue Schwierigkeiten. Nun soll der volle Lohn für Anlegerinnen gezahlt werden. Da kommt es denn gar nicht so selten vor, daß der Unternehmer behauptet, die Kollegin sei ja noch gar nicht als vollwertige Anlegerin anzusehen. Aus Gründen, die sie selbst zu verantworten habe, sei sie in ihrer Ausbildung zurückgeblieben, und

er sehe sich deshalb außerstande, den Lohn für eine perfekte Anlegerin zu zahlen. Jeder normale Schnitzer wird dann zu einer Katastrophe aufgekauft, um zu beweisen, wie die vermeintlich Ausgelernete weiterhin der Ausbildung bedürftig sei. Anschließend die gutgemeinte Alternative: weitere Ausbildung natürlich zum geringeren Lohne oder — „tat mir sehr leid“ — Entlassung.

Auf derselben Ebene liegen die überaus häufigen Entlassungen von Kolleginnen und Kollegen, die infolge Alterwerdens in höhere tarifliche Lohnstufen aufzurücken müssen. Hier haben sich Verhältnisse herausgebildet, die über kurz oder lang auf jedem nur möglichen Wege geändert werden müssen. Es gibt leider eine ganze Anzahl von Unternehmern, die bei angeblich notwendigen Entlassungen nach Möglichkeit zunächst immer auf die älteren Kräfte zurückgreifen, um sie dann gelegentlich durch jüngere, d. h. billigere Kräfte zu ersetzen. Auch hierin ist ein ganz besonders schwerer Verstoß gegen den Geist des Tarifvertrages zu erblicken, denn die betroffenen Kolleginnen und Kollegen werden doch geradezu dafür bestraft, daß sie nach dem Tarifvertrag einen höheren Lohn zu fordern haben. Daß wir zu ganz unmöglichen sozialen Verhältnissen im Gewerbe kommen müssen, wenn die systematische Ausschaltung von Arbeitskräften, die eben die ersten zwanzig Jahre ihrer Schritte haben, allgemeine Verbreitung fände, versteht sich von selbst.

Mit der Erwähnung dieser Einzelheiten aus der unerhörlichen Fülle der unternehmerseitig vorkommenden Verstöße zur Umgehung des Reichstaxis wollen wir uns vorläufig befassen.

Man wird nicht umhin können, daraus bestimmte tarifpolitische Konsequenzen zu ziehen. Zu gegebener Zeit werden wir tarifliche Formeln auszuarbeiten haben, die wenigstens die kraßesten Verstöße gegen den Sinn des Tarifvertrages unmöglich machen.

Denn der Reichstaxi ist in hohem Maße auch eine Angelegenheit moralischer Art. Der soziale Friedensvertrag abschließt und sich an ihrem Abschluß beteiligt, geht damit auch die moralische Verpflichtung ein, diese Verträge nach bestem Willen und Können zu erfüllen. Das gilt für die Kollegenschaft, das gilt auch für jeden einzelnen Unternehmer. Viellecht, ja sogar gewiß sind es nur die zahlreichen Verstöße auf Unternehmerseite gegen den Sinn des Reichstaxis, die dahin geführt haben, daß den Funktionären unseres Verbandes gar nicht so selten von Mitgliedern vorgeworfen wird, sie seien in der Auslegung und Respektierung des Reichstaxis viel zu gewissenhaft und übertrieben vertragstreu. Nicht zuletzt erklärt sich unsere unbedingte Vertragstreue aus der grundsätzlichen strengen Rechtfertigkeit, mit der wir überhaupt an den Gesamtkomplex der sozialen Fragen und Aufgaben herangehen. Strenge Rechtfertigkeit und Gerechtigkeit ist die tragende Idee unserer Bewegung. Und doch hatten wir dafür, daß wir uns notfalls auch einmal in Einzelfällen zu einer rücksichtslosen Änderung unserer Haltung verstehen müssen, wo der Einseitigkeit unserer Macht durch böswillige Rechtsbrecher, die nur den Schein des Rechts wahren, herausgefordert wird. Denn an einem gewerblichen Scheinfrieden, unter dem ein verstecktes erbittertes Ringen von Mann zu Mann fortlebte, haben wir kein Interesse. Mögen die betroffenen Unternehmer erkennen, daß sie gewarnt sind. D.



Bestell-Nr. 251 — der Unfallverhütungsbild O. m. b. H. Berlin W. 9, beim Verband der Deutschen Betriebsgenossenschaften

Brief eines Verbandsfunktionärs an Durchreisende

Liebe Kollegen!

Wir sind in den Zahlstellen allerorts selbst mit einer ungewöhnlich großen Arbeitslosigkeit befaßt, die neben der Verbandskasse auch die Ortstassen sehr stark in Anspruch nimmt. Trotzdem bereitet es uns immer eine ehrliche Freude, Euch unser sogenanntes Ortsgeschenk zu überreichen. Wir geben es gern, betrachten wir es doch als eine selbstverständliche kollegiale Pflicht, Euch nach besten Kräften beizustehen.

In unserem engeren Kreise haben wir jedoch in letzter Zeit eine ganze Reihe von Fällen erlebt, die uns veranlassen, eine wohlgemeinte Bitte an Euch zu richten.

Verlangt niemals von uns Funktionären, daß wir Euch aus persönlichen Mitteln unterstützen sollen. Auch nicht, daß wir Euch unsere Wohnung für Übernachtung usw. zur Verfügung stellen und dergleichen mehr. Überläßt die Entscheidung darüber, ob er die Grenzen der organisatorischen Unterstützung durch persönliche Zuwendungen und Hilfeleistungen überschreiten will oder nicht, jedem Funktionär selbst. Versuche, uns in dieser Hinsicht zu beeinflussen, müssen wir notgedrungen als lässig und tactlos empfinden. Verzeiht bitte nicht, daß wir in aller Regel selbst unser Kragen haben, um durchzukommen, daß es den Begriff Wohnungsnot gibt, daß die stark angewachsene Zahl der Durchreisenden zur Zurückhaltung einfach zwingt, und daß nicht wenige Funktionäre leider auch schon abschreckende Erfahrungen gemacht haben.

Schimpft auch nicht über die Höhe des Ortsgeschents, wenn Ihr an anderen Orten besser beachtet worden seid. Auch nicht über die Unterbringungs- und Verpflegungsmöglichkeiten, die in den einzelnen Städten für Euch geschaffen worden sind. Schließlich könnt Ihr als Ortsfremde doch nicht beurteilen, ob die Ortstassen oder die örtlichen Gewerkschaften in der Fürsorge für Euch nicht schon bis an die Grenzen des möglichen herangestritten sind. Für uns Funktionäre ist es auf jeden Fall verlegend, wenn alles das, was wir mit oftmals großen Opfern für Euch geschaffen und erstrebt haben, herabgewürdigt wird.

Mit dieser Ermahnung soll die kollegiale Hilfsbereitschaft der Zahlstellen und Funktionäre in keiner Weise zu Eurem Nachteil beeinflusst werden. Eine solche Wirkung würde ich auf das tiefste bedauern.

Andererseits werdet Ihr wohl verstehen, daß eine gottsak verhältnismäßig kleine Anzahl durchreisender Kollegen nicht ohne triftige Gründe daran erinnert werden mußte, ihrerseits die Gebote der Kollegialität nicht zu verletzen.

Euch alles Gute wünschend,

Euer Kollege J. in D.

Die 30 000 neuen Wohnungen der Reichsregierung

Das Arbeitsbeschaffungsprogramm der abgetretenen Reichsregierung sah u. a. auch eine Anforderung des Baumarktes vor. Jetzt werden durch das Reichsarbeitsministerium die Grundzüge für die Durchführung des Wohnungsbauprogramms bekanntgegeben. Mit dieser Maßnahme der Regierung soll eine Förderung des Kleinwohnungsbaues erreicht werden. Das Wohnungsbauprogramm des Reiches soll ein zusätzliches sein und darf keineswegs dazu benutzt werden, an dem ordentlichen Bauprogramm Einsparungen zu machen. Das Reich stellt vorläufig 100 Millionen Mark zur Verfügung. Aus diesem Betrage werden Reichsdarlehen gegeben, die zunächst mit 1 Prozent verzinslich sind. Diese Reichsdarlehen sollen hypothekarisch gesichert werden, ihnen kann eine erste Hypothek, unter Umständen eine weitere vorgehen. Die Gesamtzinsbelastung muß so sein, daß angemessene, für die minderbemittelten Schichten tragbare Mieten gewährleistet werden. Die Verbilligung hofft man durch weitgehende Einschränkung der Grundflächen der Wohnungen, durch günstige Abschüsse zur Beschaffung der Baustoffe und durch eine Zusammenfassung der Bauvorhaben zu erreichen. Dadurch sollen die Baukosten der Wohnungen ganz erheblich unter die bisher maßgebenden Sätze gesenkt werden. Die Mieten für Wohnungen von 32 bis 45 Quadratmeter sollen nicht mehr als 20 bis 40 M., die bis 60 Quadratmeter nicht mehr als 40 bis 50 M. monatlich betragen. Voraussetzung für die Reichsdarlehen ist ferner, daß durch die vom Reich begünstigten Bauvorhaben der Arbeitsmarkt erheblich entlastet wird. Die Firmen, die solche Aufträge erhalten, müssen sich verpflichten, ihre Arbeitskräfte von den Arbeitämtern zu beziehen. Durch die Maßnahmen des Reiches glaubt man zuverläßlich rund 30 000 Wohnungen erstellen zu können.

Der fliegende Holländer

(Schluß)

Auch der Wind kann das nicht. Aber das Meer ist ein heimtückischer Geselle, das kennt ihr, dem ist nicht zu trauen. Es öffnet den Rachen, und schwapp, hat es weg, was es haben will, wenn es ihm Spaß macht. Da hilft kein Toben, kein Znangriffgehen, da darfst du nicht um dich schlagen, mußt ganz ruhig sein, es gießt dir Wasser in den Bauch, daß dir die Luft ausgeht, wenn du frech wirst, und du wirst dann schon dich und segelst hinunter, aufgeschwemmt und mit Algen und Schwammgewinn garniert, daß selbst die Fische dich nicht mögen. So geht es auch den Seefahrern, wenn die Spanten faulen; das Wasser will überall hinein, um das, was noch hohlt ist, voll zu saufen.

„Wielleicht ist es nach Hause gefahren?“
„Breitkopf, dämlicher!“ spudte Schmittener Wittebald zu, der diesen Quatsch sich zu bemerken erlaubte. Redt hatte er, hier lag nicht der Hund begraben. Er wird hinüber sein, dachte heimlich schon ein jeder von uns, ohne es auszusprechen. Wo sollte er denn sonst auch hin sein? Das Wasser giebt keine Antwort und Verkehrslosigkeit fationieren noch nicht in der Seibse. Man soll sich nichts vornachen. Ein Traum narri den andern und eine Hoffnung ist der anderen gram... Es war eine lebhafteste Nacht geftern, der Wind war breit und fräftig und kann viel in den Vren nehmen. Der Regen war straff und peishte das Wasser auf, da wird sich unzer King's freigemacht haben und losgerissen sein. Der Ozean nahm ihn auf seinen Rücken und schütteste ihn hin und her, daß er ganz trant wurde, und ritt mit ihm in den Tod. Kapitän Strumpeter, Wulper, Rien und die anderen drei Leute wird er, wenn sie nicht schon früher von Deck gestittet waren, mitgenommen haben. Ja, so wird es gewesen sein, dachte wohl ein jeder von uns. Und es war sicher ein trauriges Begräbnis.

Stellt euch vor, Jungens, fünf Mann und ein halber Anabe noch, liegen in banger Erwartung mutterseelen allein auf dem Stillen Ozean, an einer der höllischsten Ecken der Welt, auf einem Drecksfahn, den man schon zu dreiviertel aufgegeben hatte und verdrüßten Löcher in die wildflatternde Regenwand zu schlagen, durch die wir zurückkommen müßten. Möglich reißt sich der Regen aus der verwünschten Umharnung los und haut in die See hinaus, eine unsichtbare Gewalt im Rücken, Strumpeter, Wulper und Rien können das Schiff nicht halten, das Ruder bricht, die Maschine heult auseinander. Wer weitet da auf Sieg? Erst spalten sich die einzelnen Glieder, dann war es vollgepumpt und lachte ohne Watermaler in die Tiefe. Kein Stern hielt ein legendes Kreuz über den Rest der Besatzung, nur das Wasser wusch ihnen das Totenhemd. Wulper uns trüht kein Zahn nach ihnen.

Das ist das ewige Elend mit der Seefahrerei. Die auf dem Lande sterben vielleicht oft seliger, von den Angehörigen betreut, und eine Hand, die der Tote geliebt hat, drückt ihm den letzten Dank in die Augen. Und dann haben sie alle ein Grab, wo man hingehen kann und man weiß, daß er der Erde vermahlt ist, so wie er gemorden. Inserinen fällt der Typhus an und man stirbt auf den Brettern und wird über Bord geworfen, um nicht die Pest zu sein, die die anderen Jungen anfrßt. Oder man plagt vor dem Kessel, weil einem die Hitze ins Herz steigt und alles auseinander reißt. Erinnert ihr euch an den langen John? Das war ein Kerl wie ein Querkbaum, aber zehn Jahre Akenfahrt haben ihn ausgebrütet... Malatia, Sphälis, Arbeit, wenig Schlaf; Regen, Hitze, Wetter, Wind, daß die Haut brach.

Mit eingezogenen Schultern ratterten wir wieder nach Tahiti. Dieses Schicksal überkam uns schwerer, als wir es gewohnt waren. Steif vor Müdigkeit, Hunger und stilltem Gedanken kopierten wir das Land hinauf.
Wir wurden mit Halo empfangen, man schien irgendwie Bekümmert zu wissen. Ein Kerl rief uns an, daß ein schottischer Petroleumdampfer, der von den Hebriden kam, in der vornehmsten Nacht einem ledern Wrack begegnet sei. Die Leute warteten in der Paris-Bar auf uns. Wir kamen in Bewegung und eilten im Dauerlauf nach Kapete.

Ja, sie hätten geftern nacht einen schimm zugerichteten Dampfer gesehen, erzählt die schottische Steuermann. Es wird der King Edwards' gewesen sein, kein, Leute schienen nicht an Bord zu sein. Sie hätten hinübergerufen, da sie ganz in der Nähe waren, obwohl sie sich vorziehen mußten, um nicht von ihm gerammt zu werden. Wenn er auch kein Fräulein sei, meinte der Schotte, aber es war ein höllisches Wetter und da nachts einem todgeheiligen Kollegen zu begegnen, das setzt sich in die Glieder und judt einem etwas unheimlich den Körper hinauf. Sie mußten selbst sehen, nach hier zu kommen, und der King's schlug auch nach Westen. Nichter schien er schon Wasser zu schleppen.

Daß den Leuten vom Prince of Wales' die Begegnung mit unserem Eimer etwas unheimlich war, will ich schon glauben. Ich möchte selbst nicht so einem Totenkopf von Kahn, der mit eingebrücktem Kalabrezer, statternder Mähne und einem Mantel, der die See aufhebt, über das Wasser reitet, in so einer höllischen Nacht begegnen. Wir sind nicht gerade abergläubig, wir haben schon manchem Gelpent die Gurgel geknact, aber manchmal legt es sich doch wie Vieh in den Fingern, daß man sich nicht wehren kann. Die Gedanken, die man hat, die Erfahrung, die einem angewachsen ist, rebellieren wohl sehr, aber was soll man tun, wenn das Körperliche schlapp macht und nicht mit will?

Unser King' war nun enbglücklich verloren, das war eine abgemachte Sache. Wir schrieben Ort und Zeit seines unglücklichen Eingangs in unsere Notizbücher und lassen uns dann den Bauch voll, um über den Dreck hinwegzukommen. Anfang November brachte uns der Schotte „Prince of Wales“ nach Hamburg zurück. Wir waren alle um einen Stein härter geworden und kluften über die Warbareit unseres Berufes, um uns schon zwei Wochen später für den Senator, diesmal ein funtelangweilnes Frachtschiff, das nach New York gehen sollte, anzuhängen. Aber immer wieder ich an die Fahrt von San Franzisko nach Tahiti denken, und seine Extrawurde bekommt mich noch einmal in diese Gegend. Da hatten wir nun unsere Geschichte, die uns ganz warm gemacht hatte und die Nacht hindurch trinten ließ. Piepenfort wollte nun endlich die Bede zumachen, es ging auf 4 Uhr zu. Der Morgen setzte blank heraus und puchte die verregnete Nase von St. Michael. Wir machten uns auf, ins Quartier zu trollen. Alle waren schon draußen, ich blieb noch einige Minuten, mußte noch einmal schlennsch weg. Diese allzu menschliche Notdurft sollte mir teuer zu stehen kommen. Die Kerls hatten den Schnaps nicht bezahlt, Piepenfort hielt mich am Kragen. Da mußte ich schon heran, fluchend, aber das ist nun einmal so: den Leuten beißen die Hundel!
Walter G. Dschewski.

Vom Irrtum großer Leute

Die „gittgeschwollenen Wäucher“. — Der abnehmende Mond bei Sonnenuntergang. — Der vorausgesehne Witzableiter.

Unzweifelhaft gibt es dichterische Freiheit, und der Poet darf, wie die geschichtliche Überlieferung, so auch die naturwissenschaftlichen Tatsachen seinen künstlerischen Bedürfnissen gemäß umwandeln und nötigenfalls vergewaltigen. Anders aber liegen die Dinge, wenn nicht aus einer poetischen Absicht heraus, sondern unbetümmert um die geschichtlichen oder naturkundlichen Tatsachen gewissermaßen „aus Versehen“, aus Unachtsamkeit und gelegentlich auch Unkenntnis heraus leicht vermeidbare Verstöße gegen feststehende Grundsätze vorkommen. In solchem Fall kann bei guten Kennern des Gegenstandes eine empfindliche Störung der poetischen Illusion eintreten, da solche untreuwilligen Falschdarstellungen gar leicht etwas ungewollt Humoristisches an sich haben können. Je größer freilich die Kunst des Dichters und seiner Darstellung ist, um so leichter wird der Leser über solche schwachen Stellen hinweggleiten, die Illusion zu stören vermögen, und kaum irgend etwas kann bezeichnender sein für die ungeheure suggestive Gewalt der Schillerischen Dichtungen als der Umstand, daß die in ihnen verhältnismäßig oft vorkommenden Verstöße gegen die naturkundliche oder historische Wahrheit auch bei oft wiederholtem Lesen kaum bemerkt werden, obwohl sie z. T. traf genug sind.

Wem ist z. B. beim Lesen der „Kraniche des Jbytus“ in der besonders pafenden, wunderbaren Stelle, wo die Erinnerungen auf der Schaubühne auftreten, der schwere, sozusagen handgreifliche naturwissenschaftliche Lapsus aufgefallen: „da sieht man Schlangen hier und Nattern die gittgeschwollenen Wäucher (!) blähen“? Duhende von Malen haben wir alle diesen naturwissenschaftlichen Unsinn gelesen, der in jeder gemöhnlichen Erzählung ein fröhliches „Achsen in uns auslösen würde, und — bei unserem Schiller haben ihn ohne Zweifel die allerwenigsten auch nur gemerkt, weil eben die dramatische Spannung und der Zauber der Sprache so groß sind, daß man über solche Entgleisungen einfach hinweggeht.

Auch Schillers herrliche Dramen sind nicht frei von solchen kleinen „Schwümpen“. Einer unter ihnen, der auf die Geschichte der Naturwissenschaft Bezug hat, ist schon früher hier und da gerügt worden, jene Erwähnung des erst 1752 erfundenen Witzableiters in „Wallenstein“, der im Jahre 1634 spielt, in dem Wort Oberst Buitlers:

„Und wie des Blickes Funke sicher, schnell,
Geleitet an der Wetterstange läuft,
Serricht sein Befehl vom letzten, fernsten Posten“ usw.

(„Piccolomini“, Akt 1, 2. Szene.)

Hier ist der geschichtliche Verstoß für jeden, der auch nur oberflächlich die Geschichte des Witzableiters kennt, allzu handgreiflich. Ein anderer Verstoß gegen das naturwissenschaftliche Mögliche im „Tell“ wird dagegen bisher kaum irgendwo Anstoß erregt haben, zumal gerade in diesem Fall wieder höchste dramatische Spannung die kritische Aufmerksamkeit gänzlich lahmlegt. Wir können nämlich für den „Tell“ ausnahmsweise ganz genau festermäßig die Lage festlegen, wann das Drama beginnt und schließt: Die erste Szene spielt am 28. Oktober („s ist heut Simons und Judä — da rakt der See und will sein Opfer haben“), die letzte in den Weihnachtstagen, da die Erklärung der Burgener der Vogte für den ersten Weihnachtstag auf dem Rüttel verabredet wurde („wenn wir's beschließen bis zum Fest des Herrn“). Damit ist einwandfrei festgestellt, das das ganze Drama im Spätherbst und Frühwinter spielend zu denken ist. Und dennoch: Wie kommt in der Apfelschuh-Szene der Landvogt plötzlich in den Besitz des verhängnisvollen Apfels? Hierüber belehrt uns Schillers Regiebemerkung: „Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt“. Hier ist der Apfel!“ Also Ende November oder Anfang Dezember pflückt Geßler in der Schweiz einen reifen Apfel vom ersten, besten Apfelbaum! Gewiß mag es heimlich sein, solche Versehen in einer unserer fülligsten Dichtungen zu rügen, aber diese naturwissenschaftlich kritischen Bemerkungen werden ja nicht gemacht, um herunterzureißen, sondern im Gegenteil, um zu zeigen, wie die Größe der Dichtung so bedeutend ist, daß selbst offen zutage liegende Unmöglichkeiten im allgemeinen gar nicht einmal bemerkt werden.

Während somit bei Schiller Verstöße gegen die Naturwissenschaft nicht selten sind, liefern uns die Werte des großen Naturforschers Goethe m. W. kaum ein Beispiel einer falschen Naturbeschreibung. Wohl aber sind bei anderen Dichtern ähnliche Fehler noch mannigfaltig zu finden. In der vielleicht schönsten Ballade Villenrons ist, einer ungemeten wirftamen sprachlichen Klangwirkung (Stabreim) zuliebe, eine ähnliche zoologische Ungeheuerlichkeit konstruiert worden, wie es die „gittgeschwollenen Wäucher“ der Schillerischen Schlangen waren. „Trau, Blauke Haus!“ führt in genial dichterischer Weise den Bergsteiger des Ozeans mit einem riesenhaften, atmenden Meerungeheuer durch, und dabei wiederfährt dem Dichter, als er den zum Sprung auf das unglückliche Aunahst ansetzenden Meeres-„Kraaken“ schildert, das zoologische Mißgeschick, daß er dieser unheimlichen Intenstschnecke — Krallen verleiht! Sprachlich ist der betreffende Vers ein Genieblitz ersten Ranges! „Und während sie drohend die Krallen ballen, zieht leis aus dem Schlamme der Krake die Krallen“; aber die naturwissenschaftliche Fehlschreibung wird dadurch nicht geringer. Keinen Augenblick kann freilich verkannt werden, daß es in diesem Fall auf zoologische Genauigkeit wirklich nicht ankam, und daß der wundervoll anschauliche Stabreim für jegliche naturwissenschaftliche Ungenauigkeit die triftigste Entschuldigung ist (wenn es einer solchen überhaupt bedarf).

Einer verhältnismäßig oftmals wiederkehrenden naturwissenschaftlichen Fehlschreibung sei zum Schluß noch besonders gedacht, weil sie zeigt, wie selbst für jedermann zu beobachtende Naturvorgänge oftmals durchaus mangelhaft bekannt sind. Es handelt sich um dichterische Beschreibungen oder auch zeichnerische Wiedergaben einer Abendlandschaft mit abnehmendem Mond. Bei Sonnenuntergang können wir nur bei zunehmenden oder allenfalls den vollen Mond sehen, aber nie den abnehmenden, der dafür bei aufgehender Sonne die Regel darstellt. Diese so einfache und allmonatlich wahrnehmbare Tatsache scheint aber keineswegs in weiteren Kreisen bekannt zu sein, denn des öfteren hößt man in dieser Hinsicht auf fehlerhafte Schilderungen. So läßt Gottfried Keller in einer seiner Novellen den „abnehmenden Mond“ neben der untergehenden Sonne sichtbar sein; auch in Oskar Preussens „Jörn Ut“ ist am Abendhimmel das „dritte Viertel“ des Mondes zu sehen, und auf einem ziemlich bekannten, sonst wunderschönen Holzschnitt von Hans Hartmann, der das Volkslied „Der Mond ist aufgegangen“

illustriert, steht man neben dem letzten Schein der leuchten im Westen gesunkenen Sonne die Stiefel des (abnehmenden) Mondes am Nordhimmel, was nur möglich ist in Ländern der südlichen Halbkugel, an die aber der Zeichner ganz sicher nicht gedacht hat.

Ähnliche Beispiele von naturwissenschaftlichen Fehlschreibungen wird man bei Durchsicht der Literatur sicher noch oft finden. Nicht um die poetischen Schöpfungen auch nur im geringsten herabzusetzen, sei darauf hingewiesen, sondern weil ein Mästen auf derartige Nebenjäglichkeiten zur Schärfung der Beobachtung zu erziehen vermag. Man darf als sicher annehmen, daß die oben genannten Dichter fast durchweg (vielleicht von Villenron abgesehen) ihre naturwissenschaftlichen Beschreibungen anders abgefaßt haben würden, wenn sie jemand rechtzeitig auf die dem Leser zugemutete Unmöglichkeit der Schilderung hingewiesen hätte, die eben bei sehr sorgsam kritisch eingestellten Naturen doch eine ärgerliche Störung der poetischen Illusion zur Folge zu haben vermag.
R. S.

Das Haus am Berg

Von Friedrich Müller (Partenkirchen).

Ich habe einen Neffen aus America. Er hält sein Vaterland über alles hoch. Als er von drüben kam, ließ er das alte Europa etwa als Kuriositätenkabinett für durchreisende Amerikaner gelten. Im übrigen drehte sich die Welt um Wilson, Washington und das Sternbanner, das über sein Bett hereinhängt: Hurra für America!

Er stieg mit mir den Berg hinauf, an dessen Sängen Stadt und See sich schmiegen. Da lag ein gebrühtes Häuslein an der Straße, „Haus am Berg“ stand darauf. Auf ein onales, zerknittertes Blechschildelein war es mit dünnen Buchstaben gemalt. Und darunter stand: 1491.

Mein Neffe aus America bleibst stehen.
„Dintel, das ist eine hohe Hausnummer.“
„Welche?“

„Dieje da, 1491. Aber wir haben noch viel höhere in America. Ich habe einmal in der dritten Avenue in New York Nummer 2419 gewohnt.“

„Hm. Aber das ist keine Hausnummer.“
„Nicht — aha, vielleicht eine Kataster- oder Steuer- nummer?“

„Auch nicht.“
„Weißt du, wann America entdeckt wurde?“
„1492. Oufel.“
„Richtig. Und im Jahre vorher, siehst du, hat man dieses Haus da oben gebaut.“

Es verhielt ihm die Kede. Aufmerksam suchte er in meinem Gesicht nach einer Lachfalte. Ich halte ihn wohl zum besten, sagten seine Augen. Als ich aber todernt stieb, ward er unglücklich. Dann erschrickt, entmutigt, niedergeschlagen. Ich konnte auf seinem Jungengesicht lesen: „Was? Senor Kolumbus America entdeckte — fing nicht damals erst die eigentliche Menschheitsgeschichte an? — fand dieses Haus schon da? War so etwas möglich?“

Das Haus am Berge blähte ihn gutmütig an.
„Ja, ja“, sagte es, wie uralte Großmutter in der Kinderstube zu niden pflegen, wenn sie von verlorener Zeiten erzählen, „ja, ja, das ist nun schon so, junger Mann.“

Dabei fiel ein wenig Nebelstau von der Front und ein unendlich verwittertes Gemauer lugte heraus: das Gesicht von 1491. Und vor dem Betam mein Americaneffe plötzlich einen nachdenklichen Respekt. Immer wieder sah er zurück. Und immer wieder nicht ihm der vierhundertjährige Betran gutmütig zu:

„Ja, ja, mein Junge...“
Auf dieser Wanderung, zum erstenmal, vergaß es mein Neffe, mir was von Washington oder Lincoln zu erzählen. Und als ich spät nachts leise in sein Zimmer ging, nach seinem Schlaf zu sehen — da hatte er das Sternbanner „halbmaß“ gezeichnet.

Worte von Börne

Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dünnst und aufhört, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken kürzt, das Land überschwemmt und alles mit sich fortreißt.

Die Freiheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewehrt; die Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbetrüben bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Betz still und friedlich ist?

Sprüche von Friedrich Rückert

Wer einem Fremdling nicht Sich freundlich mag erweisen,
Der war wohl selber nie
Im fremden Land auf Reisen.

Ein Spinnenfädchen ist ein Böses im Anfange,
Am Ende wird es dir zu einem Wagenstrange.

Der vergessene Brief

Er kam nach Hause, zog seine Stiefel aus, ein paar bequeme Hausstübe an, nahm seine Pfeife und setzte sich mit einem Seufzer der Erleichterung in seinen bequemen Sessel, indem er seiner Frau erklärte, daß 20 000 wilde Pferde ihn nicht vor morgen früh aus dem Haus bringen würden.
„Heinz“, sprach seine Frau, „hast du den Brief, den ich dir heute früh mitgab, eingeworfen?“
„Ja, meine Liebe“, entgegnete er, ohne zu erröten.
„Ich habe nämlich Mama gebeten, ihren Kestch noch für eine Weile aufzuschieben“, fuhr die Frau fort. „Du siehst...“
Heinz sprang auf. Seine Frau sah erstaunt folgendes: Der todmüde Mann zog seine Pantoffel aus, seine Schuhe an und stürzte auf die dunkle Straße. Und als er fünf Minuten später zurückkam, erzählend, daß er nur hätte nachsehen wollen, wie das Thermometer vor der Post stände, lächelte sie.

